

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 31. Oktober 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von M. Böhme.

(Fortsetzung.)

Der Konsistorialrath beobachtete seine Tochter; er ahnte, was in ihrer Seele vorging und konnte doch nicht helfen. Wie oft hatte er sich schon die bittersten Vorwürfe gemacht, dieser Verbindung gewissermaßen das erste Wort geredet zu haben; aber es ließ sich doch nichts mehr ändern. Es that ihm so weh um Helene. Und was wollte der Mann nur? Hatte seine junge Frau ihn in irgend einer Hinsicht enttäuscht? Nein! Eine Fülle der köstlichsten Schätze des Herzens und Geistes hatte sie ihm entgegengebracht, die der Unverständige nicht einmal zu würdigen wußte. Er legte überhaupt viel zu viel Werth auf Aeußerlichkeiten. Und wie der Blick des alten Herrn das unmoderne, schlechtstehende Morgenkleid der Tochter, ihre breite baumwollene Küchenschürze streifte, drängte sich ihm plötzlich, zum erstenmal, der Gedanke auf, daß diese unscheinbare Frauengestalt in ihrer unkleidsamen Tracht, die einen ganz kleinen Stich ins Saloppe zeigte, einen merkwürdigen Gegensatz zu der geschniegelten, parfümirten Erscheinung des Mannes bildete.

„Du hast mir noch garnicht erzählt, wie Du gestern mit Deinen Einkäufen zurecht gekommen bist, Venchen,“ sagte er freundlich. „Du wolltest Dir doch in Koblenz einen neuen Mantel und ein neues Kleid kaufen.“

Helene zuckte die Achseln. „Ins Wasser gefallen, Vater.“

„Wie so?“

„Unterwegs schärfte Otto mir ein, nur nicht mehr als zwanzig Mark für den Mantel anzulegen. Mit dem Kleiderstoff dürfte ich auch nicht zu hoch gehen. Nun, Du weißt, wie ich bin. Das war mir zu viel, lieber verzichte ich. Ich brauche es ja auch noch nicht.“

Erregt sprang der Konsistorialrath auf. „Unerhört!“ rief er in ausbrechendem Zorn. „Darüber will Dir ein Mann Vorschriften machen, der selber Ansummen für seine Toilette verschwendet, der für Handschuhe, Parfüm und Kravatten in einem Monat mehr ausgiebt, als wie Du das ganze Jahr für Deine Garderobe gebrauchst; ein Mann, der uns alles dankt, der für unser Geld — — Himmel, daß einem endlich mal die Galle überläuft, ist wahrlich kein Wunder! Du —,“ der alte Herr hielt erschöpft inne und ließ sich auf einen Stuhl fallen, „Du — Venchen — ich weiß nicht — ich fürchte — ich meine, wir müßten uns mal um Deine Mitgift kümmern —“

Helene nickte. „Darüber mache ich mir längst meine eigenen Gedanken, Vater —“

Ein kurzes bedrücktes Schweigen. Dann erhob sich der alte Herr, setzte sein schwarzseidenes Käppchen auf und ging in den Garten, um, wie allmorgendlich, eine halbe Stunde in den schnurgeraden, buchsäumten Wegen auf und ab zu wandern.

Währenddessen stieg Helene die breite, dämmerige Treppe empor in den oberen Stock und nahm ihre Morgenbeschäftigung in Angriff, indem sie den Staub von den blanken Flächen der Möbel wischte und die Kissen und Photographien sorgfältig abstaubte. Eins der Bilder hielt sie eine Weile scheinbar gedankenlos in der Hand und trat damit ans Fenster. Lange betrachtete sie das Bild. Reinhold Frohwein hatte ihr diese Photographie, die ihn und sein Töchterchen darstellte, bald nach ihrer Hochzeit mit einem herzlichen Glückwunschsreiben geschickt. Er mußte sich sehr verändert haben, seitdem sie ihn zuletzt gesehen hatte. Jedenfalls erinnerte dies ausdrucksvolle, von einem dunklen Vollbart umrahmte Gesicht mit der hohen Stirn und den freundlichen braunen Augen in keinem Zug an das nüchterne, blasser Gesicht des jungen Studenten, dessen Bild noch in ihrer Erinnerung lebte. Ein unendlich liebliches Blondköpfchen schmiegte sich an das Haupt des Vaters.

Helene blieb minutenlang regungslos stehen und starrte geistesabwesend ins Leere. Dicht neben dem Hause, nur durch eine Wegbreite von diesem getrennt, lief ein Schienenstrang der Eisenbahn. Lärmend und fauchend ratterte eben die schwere Wagenkette eines Güterzuges vorüber; einen Augenblick verdunkelte der Rauch die Morgenluft und eine Wolke feiner Kohlentheilchen wirbelte, vom Wind getrieben, über Helenens Kopf ins Zimmer. Dann verhallte das Geräusch der schnaufenden Lokomotive, und nur das Rollen der Räder ließ ein dumpfes Echo in der Luft nachklingen. Auch der Rauch verschwand und gab die Linden jenseits der Straße frei, auf deren dunkles Grün schon hier und da der Herbst seine Signatur in Gestalt eines gelben Blattes drückte. Hell vom Morgenglanz bestrahlt, erhob sich geradeaus der schlichte Bau der evangelischen Kirche.

Helene schloß das Fenster; sie wollte ihren Gedanken Einhalt gebieten, aber es gelang ihr nicht. Unaufhörlich spannen sie ihre feinen Fäden hinüber und herüber, von Reinhold Frohwein bis in die Gegenwart mit ihren unerquicklichen Verhältnissen. Eine sonderbare Frage zitterte durch ihre Seele. Ob es auch so öde im Altenburger Pfarrhof gewesen wäre als hier? Und eine innere Stimme gab Antwort: Nein! Und wenn Dich niemand anders als das mutterlose Blondköpfchen geliebt hätte — — Aber nicht das allein, auch er hätte Dich geliebt, selbstlos — um Deiner selbst willen — — ja, — that Otto denn das nicht auch? — — Wenigstens hatte er es früher oft genug versichert — —

Lautes Getrappel und eine lärmende Geschwähigkeit im Hausflur rissen Helene aus ihren inhaltschweren Träumereien.

Als sie nach unten eilte, sah sie fünf oder sechs Pensionärinnen ihrer Schwiegermutter eben durch die Thür ihres Speisezimmers verschwinden.

Eine helle Hornröthe lief über Helenens Wangen. Man disponirte einmal wieder eigenmächtig über ihre Räume; aber in diesem Punkt wenigstens wollte sie fest bleiben und ihr Recht behaupten. Rasch entschlossen öffnete sie die Thür.

Die jungen Mädchen hatten sich bereits am Eßtisch niedergelassen und ihre Bücher und Schreibutensilien ausgebreitet, um ihre Aufgaben zu machen. Keins der Mädchen hielt es der Mühe werth, sich beim Eintritt der Hausfrau zu erheben und seine Anwesenheit zu motiviren oder zu entschuldigen. Einen Moment blieb Helene sprachlos auf der Schwelle stehen; dann konnte sie ihren Unwillen nicht länger zurückhalten.

„Sie haben sich wohl versehen, meine Damen,“ rief sie. „Die Räume meines Hauses gehören nicht zum Pensionat Selm.“

„Aber Frau v. Selm hat uns herübergeschickt; bei uns wird gepuht,“ entgegnete eins der Mädchen schnippisch.

„Und Fräulein Dora meint, Herr v. Selm hätte nichts dagegen, da Sie das Eßzimmer um diese Zeit doch nicht benutzen,“ setzte eine andere hinzu.

„Vielleicht nicht. Aber ich — — ich habe etwas dagegen einzuwenden, daß Sie meine Zimmer so ohne weiteres in Beschlag nehmen.“

Helenens Stimme zitterte vor unterdrücktem Aerger und vor Aufregung. „Sagen Sie Fräulein Dora, wenn sie zukünftig über meine Wohnung zu verfügen gedenkt, möchte sie wenigstens vorher anfragen. Heute paßt es mir nicht. Wenn ich bitten darf, — —“ setzte sie mit einer nicht wißzuverstehenden Handbewegung nach der Thür hinzu, als die Mädchen augenscheinlich noch zögerten.

Obwohl Fräulein Doras Autorität in den Augen der Pensionsgängschen das Prestige der „jungen Frau“ weit überragte, — man machte sich oft genug lustig über die sonderbare Frau, — ließ sich diese energische Aufforderung der Hausfrau doch nicht gut ignoriren. Widerwillig rafften sie ihre Siebensachen zusammen und trollten sich ab.

Helene athmete auf; die plötzliche Bethätigung einer sich selten genug geltend machenden Energie verschaffte ihr jedesmal eine gewisse Befreiung. Auch heute überkam sie momentan eine beinahe kindliche Fröhlichkeit.

„Das wird drüben wieder ein Gewitter mit Sturmesbrausen geben,“ dachte sie. „Schadet nichts; jetzt wissen sie, daß ich mir nicht alles gefallen lasse.“

Helene vermuthete richtig: Die „Unverschämtheit“ der „Leipzigerin“ hatte im Nebenhaus ein Gewitter mit Sturmesausen heraufbeschworen. Nach langer, erregter Konferenz kamen Mutter und Töchter überein, der Leipzigerin ein für alle male ihren Standpunkt klar zu machen und ihr endlich einmal „christliche Demuth und Bildung“ beizubringen.

„Die Demuth fehlt ihr! Die Demuth! Habe ich es nicht immer gesagt?“ rief die alte Frau; sie führte die „Demuth“ mit Vorliebe im Munde. Im übrigen war die kleine, bewegliche Dame trotz ihrer siebzig Jahre weitaus frischer und elastischer als ihre Töchter, von denen jede in ihrer Art einen Typus Altjüngferthum personifizierte. Die älteste, Laura, sollte früher sehr hübsch und sogar einmal heimlich verlobt gewesen sein. Thatsächlich machte ihre behäbige Erscheinung keinen unangenehmen und überhaupt mehr frauenhaften als altjüngferlichen Eindruck. Leider hatte sie eine sehr scharfe Zunge und einen ebenso scharfen Blick, der gewissenhaft den Splitter im Auge des Nächsten beobachtete, ohne sich des Balken im eigenen bewußt zu werden. Das hinderte sie indessen nicht, sich mit einem gewissen Nachdruck als gute evangelische Christin aufzuspielen, regelmäßig die Kirche zu besuchen und mit Eifer und Ueberzeugung ellenlange Missionsstrümpfe zu stricken.

Die zweite, Georgette, kurzweg Zettchen genannt, war die gutmüthigste und zugleich beschränkteste des Schwestertrios, während die jüngste, ein ewig kränkliches nervöses Geschöpf — trotz ihrer fünfunddreißig Jahre noch immer das verhätschelte Nesthätchen der Thren — als der eigentliche Mittelpunkt, die Despotin, das alle andern geistig unterjochende Oberhaupt der Familie, gelten konnte.

Was Dora will, wollen die andern. Was Dora sagt, überzeugt die andern. In Doras Köpfchen reifen alle Gedanken und Pläne, die von Mutter und Schwestern in Thaten umgesetzt werden. Dora ist sehr klug und sehr gut. Ihre Stimme bewegt sich stets im Pianissimo sanfterer Molltöne; sie spricht viel von göttlicher Liebe und christlichem Erbarmen; sie fehlt nie in der Kirche; sie stellt ihre schwachen Kräfte so viel als möglich in den Dienst der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe, indem sie, wie ihre Schwestern, fleißig Arme-Lente-Strümpfe strickt, und versäumt keine Sitzung des Frauenvereins. Kurz, — Dora ist ein ausgezeichnetes Wesen, vollkommen in ihrem Thun und Wandel, und nur in ihren schmalen, für gewöhnlich demüthig zu Boden geschlagenen Augen liegt ein merkwürdig glitzerndes, gleißendes, schimmerndes, lauerndes Etwas, das einen denkenden Menschen stutzig machen und zur Vorsicht mahnen könnte. Dora ist auch eine feine Diplomatin; man kann ihr die heikelsten Missionen übertragen. Sie versteht es, mit süßstem Lächeln ihrem lieben Nächsten die bittersten Pillen beizubringen, — zu seinem Besten natürlich. Dora will stets das Beste, und wenn sie sich selbst dafür opfern müßte. Und deshalb erklärt sie sich, um des guten Zweckes willen, auch heute bereit, zu der Schwägerin zu gehen und dieselbe zur Maison zu bringen.

Die Thurmuhr der evangelischen Kirche verkündete eben die vierte Nachmittagsstunde, als Dora ihren schwarzen Pelztragen um die Schultern legte, ihr schwarzes Spizentuch unterm Kinn zusammennotete und durch die unverschlossene Gartenthür ihres Bruders Besitztum betrat. Da die Hofthür offen stand, gelangte sie unbemerkt ins Haus. Von oben her brausten die gewaltigen Tonmassen einer Sonate von Beethoven und wiesen ihr den Weg zur Schwägerin. Eine Weile blieb Dora lauschend stehen; dann schlich sie auf ihren filzsohligen Schuhen die Treppe empor und schlüpfte geräuschlos ins Musikzimmer. Sie saß schon zehn Minuten dem Flügel gegenüber in einem rothen Plüschsessel, als Helene, die sich ganz in das erhabene Tonwerk ihres Lieblingsmeisters versenkt hatte, ihre Anwesenheit bemerkte.

In einer grellen Disharmonie erstarb die Melodie unter Helenens Händen.

„Verzeih, wenn ich Dich störe!“ begann Dora mit ihrer weichsten Stimmmodulation. „Aber da sich grade die Gelegenheit bietet, davon zu sprechen, möchte ich Dich bitten, liebe Helene, doch nicht so oft zu musizieren. Jeden Nachmittag zwei bis drei Stunden, — Du weißt, unser Wohnzimmer ist nebenan, und die Wand nur dünn, — das ist kaum auszuhalten. Dabei diese fürchterlich lärmenden Uebungen — —“

„Uebungen?“ wiederholte Helene gereizt und doch lachend.

„Nun ja! Diese fürchterlich klassischen Sachen sind ja im Grunde nichts anderes als Uebungen. Wenn Du noch exträgliche Sachen spieltest, — — Choräle — —“

„Das Gebet der Jungfrau — —“

„Ja, ernste melodiose Weisen; aber diese, nimm es mir nicht übel, Helene, diese Tastenhauerei ist für uns entsetzlich. Von mir will ich nicht reden, aber Mutter kommt ganz dabei herunter. Nerven wie zwölfdrähtige Stricke müßte man haben, um das auf die Dauer auszuhalten.“

„Ich würde Euch empfehlen, Euer Wohnzimmer zu verlegen. Ihr könnt ja auch unten wohnen.“

Ganz verblüfft und fassungslos starrte Dora ihre Schwägerin einen Moment an.

„Aber Helene!“ Sie rang nach Athem. „Nein, solch ein Anfinnen! Nein, Helene, das hätte ich nicht von Dir gedacht. Das

ist, — — das ist unkindlich, impertinent, arrogant, — — mir fehlen die Worte, ein solches Verhalten richtig zu bezeichnen. Das ist beinahe noch anmaßender, als Dein Benehmen heute morgen. — Uns solchen taktlosen Bescheid durch die Mädels zu schicken! — Mutter hat sich furchtbar aufgeregt darüber. — Wie kann man nur so sein, der eigenen Familie gegenüber, die Dir die Nächsten sein sollten — —“

„Ja, ja, die Nächsten!“ Helenens Stimme klang scharf und bitter. „Diese Nächsten, die sich mir so zuckerlieb und süß vor der Hochzeit zeigten, haben nach derselben merkwürdig andere Saiten aufgezoogen. Als Mittel für Eure egoistischen Zwecke bin ich Euch gut genug; im übrigen bin ich Euch Luft, — ja, schlimmer als das, — ein Stein des Anstoßes, den man am liebsten mit einem Fußtritt beiseite schleudert. Glaubst Du, ich hätte nicht längst bemerkt, wie Ihr alles anbietet, um mich zu kränken, mich Eure Mißachtung fühlen zu lassen? Wie sogar Eure Pensionärinnen sich nicht entblöden, unter Euren Augen über mich zu lachen und zu spotten? — Glaubst Du, ich wüßte das nicht? Ich nehme viel hin, ich schweige zu vielem, ich lasse mir viel bieten; aber einmal wird dem stärksten Faß der Boden ausgeschlagen, und einmal reißt der längste Geduldsfaden. Mein Haus ist meine Welt; darin bin ich Herrin! Und meine einzige Freude und Erholung, mein Klavierspiel, wollt Ihr mir auch noch verbieten? Es ist der einzige Trost und das einzige, was mich von meinen trüben Gedanken ablenkt!“

„Na, na! Greifre Dich nicht, liebe Helene!“ Dora lächelte. „Zum Klagen, denke ich, hast Du keine Ursache. Etwas fehlt Dir ja leider, — der Frieden eines demüthigen, gottergebenen Gemüthes, — daran hapert's bei Dir, sonst an nichts. Ich möchte wissen, wie Du es besser haben wolltest. Alles hast Du, was zu irdischer Glückseligkeit gehört, alles! Gesundheit, ein trautes Heim, einen guten, beinahe zu guten Mann — —“

„Ja, ja, ein zu guter Mann! Ein Mann, den ich tagsüber nur bei den Mahlzeiten, — und auch bei diesen nicht immer, — sehe. Ein Mann, der die Nächte durchschwärmt, der nur seinem Vergnügen lebt und dabei mir nicht die kleinste Freude und Erholung gönnt. Ein Mann, wie, — nun, — Euer Bruder! Meine Ehe war bis jetzt nichts als eine Kette von Sorgen und Enttäuschungen. Ich wollte, — ich hätte nie diese Stadt gesehen!“

Dora schüttelte den Kopf. „Wir wollen vernünftig mit einander reden, liebe Schwägerin,“ sagte sie leise, indem sie mit der Quaste des Sessels spielte. „Ich begreife Deine Unzufriedenheit garnicht. Du hast bekommen, was Du wolltest: einen schönen, lebenswürdigen, eleganten Mann von altem Adel. Nun, — und noch? Du sprichst von Enttäuschungen. Ist es Dir nie in den Sinn gekommen, daß diese Enttäuschungen auch auf unserer, auf meines Bruders Seite sein könnten?“

In Helenens groß aufgeschlagenen Augen stand eine staunende Frage.

„Wir haben viel an Otto gethan,“ fuhr Dora mit ihrem sympathischen weichen Tonfall fort. „Schwere Opfer haben wir feinetwegen gebracht. Ein bißel leicht ist er ja, wie alle Herren in seinem Stand und Alter, das ist wahr. Er hat uns immer auf seine Heirat vertröstet. Er wollte reich heiraten, und nachher sollte ich für meine Gesundheit etwas thun, Bäder besuchen, Autoritäten konsultiren, und Mutter sollte es auch etwas leichter haben. Das hat er uns hoch und heilig versprochen, und daß er nachher sein Wort nicht halten konnte, war nicht seine Schuld. Er hätte hier auch reiche Parteen machen können; aber hier paßte ihm keine, und die meisten vermögenden Mädchen hier sind auch katholisch. Da kam er nach Leipzig und lernte Dich kennen. Ich will Dich nicht kränken, Helene! Wenn ich Dir etwas sage, was Dir nicht angenehm ist, geschieht es zu Deinem Besten, um Dich zur Erkenntniß, zum inneren Frieden zu bringen. Aber sieh Dich in dem Spiegel und stelle Dich in Gedanken neben Otto, und dann frage

Dich einmal ehrlich, ob es denkbar ist, daß ein Mann mit den schönheitsfünnigen Augen meines Bruders sich in Deine Persönlichkeit verlieben konnte. Du warst ihm sympathisch, er lernte Dich schätzen; aber natürlich wäre es nie zur Heirat gekommen, wenn er geahnt hätte, daß Dein Vermögen nicht größer war, als wie es in der That ist —“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zigaretten.

Skizze von Curt Julius Wolf.

Zwei — vier — sechs — acht — zehn — wieder eine Schachtel voll.

Sauber und gleichmäßig nebeneinanderliegend, den Goldaufdruck nach oben, füllen die vom gelbbraunen, wie Honig duftenden, echt türkischen Feinschnitt rundausgepreßten Papyros das elegante Schächtelchen; dann kommt der Deckel darüber, ein entzückend kolorirter Silberdeckel, der neben einer märchenhaft gekleideten, glutäugigen Orientalin in prächtigen Lettern den Namen „Ceila“ trägt; dann wird der geschlossene Rand mit der Fabrikmarke verklebt, und die dritte Reihe verkaufsfertiger Zigaretten schachteln auf der Arbeitstafel der Einlegerin Babette Grundlach ist wieder um ein paar Zoll höher gerückt.

Ohne eine Minute auszusetzen, zieht sie mit flinken Fingern vom Vorrath linkerhand eine neue Schachtel heran, rafft mit der Rechten die nöthige Anzahl Zigaretten, die sie vollkommen im Griff hat, aus dem Sortimentkasten und läßt die weißen, knisternden Dinger einzeln in die Schachtel rollen, mit der Linken nachhelfend und die Sardinenlage herstellend.

Dann ist wieder eine Schachtel fertig.

So geht das an sich zwar flott, zusammengenommen aber unendlich ermüdend im ewigen Einerlei. Tag für Tag, Woche für Woche.

Die andern Einlegerinnen verstehen es eher, sich mit der Monotonie der Arbeit abzufinden. Sie schwagen vom Morgen bis Abend, tauschen mit so großem Interesse ihre beständig wechselnden Gedanken aus, daß es den Anschein gewinnt, als ob die Arbeit Nebensache wäre. Dabei muß es lustig sein, was sie sich erzählen, fortwährend hört man sie lichern, oder, wenn der Lagerhalter nicht in der Nähe, in lautes Gelächter ausbrechen. Besonders lebhaft vollzieht sich der Gefühls- und Gedankenaustausch an den Montagen, wenn die Gemüther noch voll von den Erlebnissen des Sonntags sind und nach kurzem Freiheitsrausch der erste Tag einer langen arbeitsreichen Woche sich verdrossen und endlos in die Länge zieht.

Mit halbem Ohr hört es die kleine Babette Grundlach zuweilen, wie man in Erinnerungen schwelgt. Sie könnte vielleicht auch manche hübsche Einzelheiten von ihrem Sonntag erzählen, den sie in der Vorstadt draußen bei ihrer kranken Mutter verbringt; aber sie weiß, daß sie damit bei den Genossinnen kein Verständniß findet, höchstens ein halb spöttisches, halb überlegenes Lächeln. Seit sie es abgelehnt hat, sich an ihren zweifelhaften Vergnügungen zu betheiligen und dafür als „Gans“ oder „Gründling“ hingestellt wurde, ist sie froh, in Ruhe gelassen zu werden. So kommt, geht und arbeitet die kleine Babette still und eingeschlossen in ihre eigene, so ganz verschiedene Gedankenwelt. Dazu immer einfach und nett gekleidet, bringt sie in die geschäftig lauten, von heizender Tabaksluft und aufreizenden Reden erfüllten Fabrikräume etwas von der frischen Luft der Vorstadt mit, von der friedlichen Abgeschlossenheit ihrer kleinen Giebelwohnung, die sie mit der Mutter theilt, jenem hübschen Nest unter dem breiten Dach eines ehemaligen Bauernhauses, aus dessen blumenbesetzten Fenstern man weit hinausieht ins flache Land, im Sommer die Kirchenglocken der Dörfer hört und im Winter die prachtvollsten Sonnenuntergänge beobachten kann.

Aber freilich, unter den tausenderlei eiteln und thörichten Forderungen, die rings um sie her aus lebensdürstigen Herzen an das Glück gestellt werden, hat sie auch ihre besonderen, mitunter recht sehnüchtig hervorbrechenden Wünsche. Wünsche, die im Verlauf der an schlimmen Erfahrungen reichen Fabrikbeschäftigung längst schon feste Gestalt angenommen haben und unter allen diesen, sich oft recht traurig vollziehenden Einzelschicksalen Bilder einer besseren Zukunft vor ihr inneres Auge breiten.

Wenn sie die Fabrik verlassen könnte, eine Nähmaschine besäße und das, was sie gelernt hat, so lange der Vater lebte, berufsmäßig verwerthen könnte! Dann würde sie den ganzen Tag zwischen den Blumen am offenen Fenster oder an der schnurrenden Maschine sitzen, der Mutter eine treue Pflegerin sein und zugleich den Lebensunterhalt verdienen, indem sie Kleider für Frauen und Mädchen, hübsche Sachen für die Kleinen und Kleinsten fertigt.

Eine Nähmaschine wünscht sich die kleine Babette Grundlach und denkt dabei an jene wunderbaren Geschichten, die zuweilen in der Zeitung zu lesen sind, wenn eine arme Witwe in der größten Noth und gestärkt durch das Vertrauen auf Gott sich an einen großmögenden Herrn gewandt hat, der im Ueberfluß lebt, mit der bescheidenen Bitte, ihr in dieser oder jener Gestalt ein Gran seines Ueberflusses abzulassen. Wenn dann eine lange, bange Zeit der Erwartung vergeht, bis eines Tages, nachdem sie die Hoffnung fast aufgegeben, der menschenfreundliche Krösus über ihre arme Schwelle tritt, ein inhaltschweres Packet unterm Arm und das mit freundlichem Lächeln auf den Tisch legt: „Hier, liebe Frau, ist das Gewünschte, und nur ja den Muth nicht verlieren.“

Gute und großmüthige Herren giebt es gewiß viele in der Welt, denkt die kleine Babette weiter, indem sie einen neuen Stoß fertiger Schachteln aufzuschichten beginnt; aber wo? Vielleicht sind es diejenigen, die gerade diese Zigarette rauchen; denn die Marke Ceila, das weiß sie vom Lagerhalter, der ihr immer die besten Marken anvertraut, gehört zu den feinsten und theuersten, welche die Fabrik produziert. Darunter wird gewiß einer sein, der ihr helfen könnte; die Hauptsache ist, wie ihn finden, wie sich ihm anvertrauen?

Ihre rechte Nachbarin zum Beispiel, die große hübsche Frieda Leistenbrecher, kennt eine Menge reicher und vornehmer Herren, von deren Freigebigkeit sie die ungewöhnlichsten Dinge erzählt. Aber die Frieda Leistenbrecher möchte sie am allerwenigsten ins Vertrauen ziehen und selbst jene Orte aufsuchen, Tanzsalons und andere öffentliche Lokale, wo man ihre Bekanntschaft machen kann, das brächte sie hinter dem Rücken der kranken Mutter doch nicht über's Herz.

Doch als sie eben die letzte Schachtel vorbereitet, die ganz versonnene, kleine Grundlach, da schießt ihr plötzlich ein überraschender Gedanke durch den Kopf, verblüffend einfach im ersten Augenblick, aber freilich bei näherer Ueberlegung recht unsicher in bezug auf den Erfolg. Allein warum soll der Zufall, der so oft eine Sache wunderbar hinausführt, nicht auch ihr einmal zu Hülfe kommen? Wird es nicht ernst genommen, kann es als Scherz gelten, aufdringlich ist es auf keinen Fall.

Nur ein Weilchen zögert die kleine Babette, dann holt sie mit dem Muth der Wahrheit und eines rechtschaffenen Herzens, das an die Güte der Menschen glaubt, einen Zettel aus ihrem Fach, feuchtet die Bleistiftspitze zwischen den Lippen und schreibt, während die Stärke des Entschlusses ihre Wäckchen höher färbt, diese Zeilen auf das weiße Blatt:

„Guter Herr, der diese Schachtel gekauft hat, wollen Sie nicht einem armen Mädchen, das gern aus der Fabrik fortwüchste, um ganz bei der kranken Mutter zu bleiben, zu einer Nähmaschine verhelfen?“

Achtungsvoll
Babette Grundlach, Zigaretten-Einlegerin.
Bernergerstraße 1.“

Die Mädchen an den Seitentischen, denen so leicht nichts entgeht, was um sie her geschieht, sind aufmerksam geworden durch das ungewöhnliche Treiben der kleinen Babette.

„Stille Kinder,“ sagt die eine, „die Sache macht sich; jezt schreibt sie schon Liebesbriefe.“

Und die Leistenbrecher, die große, hübsche, freche Person, trällert mit spöttischem Lächeln:

„Unser Gründling aber voll Verlangen,
Sucht die Sache praktisch anzufangen.“

Darüber erschrickt die kleine Babette doch ein wenig, feuerroth im Gesicht verbirgt sie rasch den Zettel im Schubfach; aber nur so lange die andern sich mit ihr beschäftigten, im nächsten unbewachten Augenblick kommt er wieder zum Vorschein, um diesmal in der letzten fertigen Zigaretenschachtel zu verschwinden. Nun noch die Marke auf den Rand, dann ist auch der letzte Stoß vollzählig.

So, jezt wär's geschehen.

Vom Saaleingang her nähert sich der Lagerhalter mit dem Kommissionszettel, der eben aus dem Kontor gekommen ist. Der Packer, einen Korb in der Hand, begleitet ihn. Beide machen Halt bei der kleinen Babette, der das Herz bis zum Halse herausschlägt. „Vindau und Winterfeldt: 100 Stück „Ceila“, verliest der Lagerhalter.

Und ehe sie es hindern, die inhaltschwere Schachtel zurückziehen kann, hat der Packer die beiden letzten Stöße von der Tafel in den Korb gehoben.

Jezt helfe Dir Gott, kleine Babette!

„Die Zigaretten! Ich sehe die Zigaretten nicht.“

„Leider noch nicht besorgen können.“

„Ja, aber es wird doch nun höchste Zeit, was denken Sie denn! — Friedrich!“

„Gnäd' Frau?“

„Gehen Sie doch mal rüber zu Vindau und Winterfeldt. Ich lasse um eine gute Zehnspennig-Zigarette bitten, eventuell auch von einer Dame zu ertragen. Bringen Sie — fünf, jawohl fünf Schachteln.“

„Sofort, gnäd' Frau.“

Friedrich geht über die Straße zu Vindau und Winterfeldt.

„Frau Baronin von Korff,“ bestellt er, trotz der Eile mit herausgelehrter Domestikenwürde, „lassen um eine gute Zehnspennig-Zigarette bitten. Frau Baronin sprach von einer Dame.“

„Schön,“ sagt der Verkäufer, „na, was nehmen wir denn da. — Ja, hier sind gleich welche mit einer Dame drauf. Kann sie auch sonst wirklich empfehlen.“

Er entnimmt dem Glasschrank die fünf obersten Schachteln der Marke „Ceila“ und händigt sie dem Diener aus.

Jezt, kleine Babette, wenn Du Glück hast und Deine Schachtel dabei ist, kannst Du Dich freuen. In eine bessere Gesellschaft könnten sie garnicht gerathen.

Friedrich plazirt die fünf Schachteln auf dem Rauchtischen im Salon und stellt sich der Gnädigen wieder zur Verfügung, die an den Arrangements noch mancherlei zu ordnen, zu ergänzen findet und den Diensthöten gegenüber durchaus nicht mit scharfen Kritiken spart.

Sobald aber die ersten Gäste erscheinen, werden sie in alterthümlicher Weise von der lieben, lächelnden, hochverehrten Baronin begrüßt, deren bezaubernde Liebenswürdigkeit ebenso unbestritten bleibt wie der sublimen Geschmacks, der aus diesem glänzenden Milieu lichtflutender und stimmungsvoll dekorirter Festräume spricht.

Sie sind denn auch alsbald von dem Besten gefüllt, was die Residenz an Trägern alter Namen und junger Ehren, an Vertretern der Geistes- und Geldaristokratie aufzuweisen hat. Entblühte Frauenschultern, wie inlarnirter Marmor schimmernd, neben blühenden Schnürenepaulettes, duftige Seidenroben vor dem todtten Schwarz der Fracks zu Boden rieselnd, das farbige Blitzen kostbarer Steine.

den Glanz goldener Reifen und der Lackstiefe überstrahlend, lächelnde Frauenlippen und hochgepreßte Kaiserschnurrbärte — so wogt die Gesellschaft der Baronin von Korff als blendendes Bild des Luxuslebens unter Palmenwedeln und kristallinen Lustren, und keinen Augenblick stockt die leichtflüssige, virtuose Unterhaltung dieser bevorzugten Menschenklasse.

Auf dem Rauchtisch stehen im Licht der Anzündkerze die fünf Zigarettenpackungen.

Wenn wirklich eine gewisse Schachtel, einen kleinen vollgepackten Zettel enthaltend, darunter ist, wie wird vor diesen, vom Festgeräusch widerhallenden Ohren Deine lächerlich demüthige Bitte klingen, kleine Babette?

Nach dem Souper, wenn die alten Herren das Spielzimmer aufsuchen, gruppieren die Kavaliere sich an den Wänden, um beim Nasenpickel einer guten Zigarette den malerisch über die Fauteuils verstreuten, hinter dem Fächer plänkelfnden und plaudernden Damenflor mit Wallböwenaugen zu kritisieren. Drei, vier von ihnen haben schon die oberste Schachtel geöffnet, den beschriebenen Zettel entdeckt, auch gelesen und sind mit erhabener Ruhe, aber ohne Zigarette, an ihre Plätze zurückgekehrt. Als bald gespanntes Ausblicken jedesmal, sobald wieder einer zum Rauchtisch schreitet, ein leises, molantes Lächeln die Wand entlang, wenn der Betroffene mit tadellos markirter Gelassenheit das fatale Kästchen zurückschiebt und dann zwischen Beobachter und Objekt ein fast instinktiver Blickwechsel; auf der einen Seite die verständnißvolle Interjektion: „Auch Du, mein Sohn Brutus?“ und auf der anderen die ebenso stumme und verwunderte Frage: „Weißt Du, Gentleman, was zum Teufel das bedeutet?“

So war also thatsächlich Deine Schachtel unter den gekauften, kleine Babette. Aber sind das auch die richtigen, die guten und großmüthigen Herren, an die Du beim Schreiben deszettels gedacht hast? — Arme Babette!

Die Anfangstakte der Polonaise klingen, das Schwirren der Gespräche durch den ersten Wohlklang unterbrechend, vom Ballsaal herüber und die Szene belebt sich. Die Kavaliere verlassen die Wand und mischen sich unter den Damenflor. Glänzende Scheitel verbeugen sich tief, und aus dem farbigen Gewühl löst sich Paar um Paar, mit erhellter Miene dem Rattenfängerzauber der Musik nachstrebend. Es wird fast leer in dem vorhin noch überfüllten Raum. Nur ein paar verlegene Mauerblümchen beginnen wüthend zu plaudern, und die tanzunlustigen Einzelercheinungen an der Wand geben sich den Anschein, als bemerkten sie von Damen nichts.

Unberührt stehen auch die fünf Zigarettenpackungen noch auf dem Rauchtisch.

„Duh, wie langweilig, das deutsche Walzen!“ sagt die Marquise D'Byrn, eine rothblonde Saisonschönheit von amerikanischer Herkunft. „Kommen Sie, zu plaudern, meine Herren, plaudern ist angenehmer wie zu tanzen.“

Von ihren Verehrern gefolgt, die beinahe das Duzend vollmachen, kehrt sie mit schleppender Robe in den Salon zurück, um es sich echt amerikanisch auf der nächsten Chaiselongue bequem zu machen.

„Ah, Zigaretten!“ ruft sie erfreut, die fünf Schachteln entdeckend. „Mister von Friesen, wollen Sie bringen?“

Der elegante Offizier in der dunklen, ungemein kleidsamen Jägeruniform, springt schneller auf als er die kurze Entfernung bis zum Rauchtisch zurücklegt. Leider sucht ihm diesmal keiner von den Nebenbuhlern zuvorzukommen. Der alberne Zettel da in der obersten Schachtel! Was ist zu machen?

Schnell entschlossen streift er die erste Schachtel vom Stof herab und präsentirt der Marquise die zweite.

Die Marquise aber hat das Mandöver bemerkt.

„Warum die zweite, Mr. von Friesen?“

„Ah, pardon — natürlich ohne besonderen Grund, Gnädigste — übrigens ein und dieselbe Marke.“

„Das macht nichts. Ich will immer das erste haben.“

„Bitte.“

Dienstfertig, aber mit fataler Vorempfindung vollzieht er den Umtausch.

Was nun, kleine Babette? Dein kümmerliches Anliegen, aus der Verborgenheit ans Licht gebracht und diesen schlanken, wunderbar weißen, von Diamanten blizenden Luxus Händen anvertraut — was soll das werden? Wenn schon die Kavaliere, auf die Du so große Hoffnung gesetzt, ohne Mitleid sind, wie soll diese glänzende und gefeierte Weltbame Interesse haben für die Herzenswünsche einer geringen, kleinen Zigaretteeinlegerin?

Die Marquise hat den Zettel gelesen, außer ihm dann noch eine Zigarette herausgenommen, für die sie mit unverändert liebenswürdiger Miene um Feuer bittet. Die ersten Züge nimmt sie voll, fast kräftig von der Streichholzflamme weg, den Rauch kerzengrade von sich blasend; aber dann werden die Züge kleiner, verhaltener, tänzelnd wirbeln die aromatischen Wölkchen von ihren blühenden Aphroditenslippen und über das weißschimmernde Kaffeegesicht, das sich leise gegen die Polster lehnt, huscht ein nachdenklicher Schatten. Das graue, mondäne Auge wird plötzlich weit und weiblich tief; auf einen Augenblick versenkt sich diese unberechenbare Räthselseele in die enge, arme, nothverschränkte Welt der Bedürftigen, die übergangslos und fern von dieser glänzenden Umgebung liegt.

„Still, Ihr Edlen des Volkes!“ sagt der kleine Gesandtschaftsattaché von Plessen, der entschieden eine poetische Ader besitzt, „still! — die Königin träumt. Im Dämmer der Markose taucht südlische Landschaft leuchtend empor, ultramarinblauer Himmel, der rothe Fez des Jussuff, ein grauer Felsrücken, dunkelgrüne Cypressen und die gelbweißen Mauern einer Moschee. Vom Spargelstangenminaret herab ruft der Muezzin mit dem melodischen Waß alle Gläubigen zum Gebet. Und die frommen Türken liegen im Staub mit ihren Frauen und beten: Allah ist groß! Die gelbe Sichel aber zieht leuchtend herauf über dem Bosporus, Miriaden von Sternen spiegeln sich im Wasser und im Hafen die Dichterreihen verankerter Schiffe. Indessen singt im Rosenbüsch am Ufer die Dülbül liebeselig von den Wandern der tausend- und einsten Nacht.“

Einige Kavaliere lachen; aber die Marquise raucht ernst und nachdenklich weiter.

„Gnädigste,“ beginnt nach einer Weile der Oberleutnant von Breskow, der kein Auge von ihren Lippen wenden kann, „mein Kompliment — Sie verstehen zu rauchen. Unsere Damen, die ich bisweilen dilettiren sehe, halten die Zigarette wie das Licht auf dem Heuboden. Das ist kein Dilettantismus hier, das ist die kennende Kunst des Kenners, der zerstreute Opferbrand des beklemmten Philosophen, dreifacher Genuß, erstens für ihren Geruch, zweitens für ihren Geschmack, drittens für meine Augen. Gnädigste,“ schließt er in derbe Huldigung ausbrechend, „bitte, schenken Sie mir Ihre Zigarette.“

„Zigarette, wo ich haben geraucht?“

„Ja.“

„Wozu?“

„Zum In-den-Mund-stecken,“ fiel der kleine Plessen scherzend ein.

„Well, was geben Sie, Mr. von Breskow?“

„Was Sie verlangen.“

„Gut, Mr. von Friesen, wollen Sie geben auch für Zigarette von mir, was ich verlange?“

„Mit Wonne.“

„Mr. von Plessen ebenfalls?“

„Ebenfalls mit W., mit Wehmuth aber, Gnädigste.“

„Und die anderen Herren auch?“

„Natürlich.“

„Allright! Ich rauche Zigarette und träume nicht von des Kranken Mannes Land, nicht von Tausend und eine Nacht, wo ist

längst vorbei. Ich träume von das kleine Mädchen, wo hat diese Zigarette gemacht. Seine Mutter ist krank zu Bett, und sind viele schlechte Menschen in derselben Fabrik, wo es nicht bleiben will."

Und sich aufrichtend, sieht sie die Kavaliere der Reihe nach mit ihren wunderbaren Augen an; dann fragt sie mit feinabgewogenem Lächeln um den Mund:

"Bitte, was kosten eine Nähmaschine?"

Der lange von Breskow kommt allen zuvor. Er ist aufgesprungen und wirft sich in die Brust.

"Endlich weiß ich," sagt er lachend, "wo das hinaus soll. Ja — ja — bravo — bravo! Bitte, bemühen Sie sich nicht länger, Gnädigste — zehn Ritter, wenn auch zu Ihren Füßen, sind ja doch kein Pappentitel. Wir geben gern und freiwillig, was uns in anbetracht der guten Sache — eine von Götterlippen angerauchte Zigarette werth ist."

Und während die schöne Amerikanerin nach und nach zehn Zigaretten zwischen die Lippen nimmt, entzündet, in Zug bringt und dann den verliebten Kavaliere einzeln in den Mund schiebt, füllt sich der kleinen Babette leere Schachtel mit rundgeprägtem, klingendem Golde.

Welch froher Tag für Dich, kleine Babette, wenn die Thore der Fabrik für immer hinter Dir zusallen, wenn Du zum erstenmal für alle Zeit am offenen Fenster bei der Mutter bleiben kannst, die Dorfglöden über die sonnigen Felder klingen, Kinder auf der Straße jauchzen und das alles doch nur halbüberhörte Begleitmusik ist zum Schnurren der neuen Maschine!

Glückliche Babette!

(Nachdruck verboten.)

Die gute Partie.

Skizze von H. Fahrenkrug.

Er hatte sie lieb; ja wirklich, er hatte sie sehr lieb und würde längst gefragt haben: „Lotte, willst Du mein Weib werden?“ wenn er nicht Stabsarzt ohne Vermögen gewesen wäre. Die Ersparnisse seiner Eltern hatten nicht einmal zum Studium gereicht. Er hatte Schulden gemacht und dachte mit Sorge daran, daß die auch bezahlt werden mußten.

„Ich heirate natürlich einen Goldfisch," sagte er so und so oft.

Ja, die Absicht war da, mitunter auch ein Fischlein mit goldenen Schuppen; aber nicht allemal war das Wasser, in dem es schwamm, so verlockend, daß er sich in die Flut hätte stürzen mögen.

Oft, sehr oft stand auch die Lotte von Majors daneben und sah ihn mit ihren Blauäugelein an, daß ihm in der Herzgegend ganz warm wurde.

Ja, die Lotte, die Lotte!

Wenn er nur wenigstens gewußt hätte, ob nicht ein klein wenig Vermögen da sei. Die Frau stammte doch aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, hatte eine kostbare Einrichtung und jedenfalls mindestens die Kaution in die Ehe gebracht. Sollte das alles verbraucht sein?

Sie hatten früh geheiratet, viele Kinder, zwei Söhne im Kadettenkorps, — da blieb für die Mädchen schwerlich etwas übrig.

Lotte, das süße Geschöpf, hatte den ganzen Winter in einem weißen Tüllkleide getanzt. Waren nun rosa oder blaue Schleifen und Blumen daran, zog sie vor, ganz in weiß zu erscheinen oder den Heckenrosenkrantz ins wellige Haar zu drücken, — immer war sie anmuthig und bezauberte die Herzen von jung und alt.

Man sagte, Excellenz Wolf habe Absichten gehabt, sich aber einen Korb geholt. Doch, was sagt man nicht alles. Daß die Eltern alles aufgebieten haben würden, um dem thörichten, seinen Vortheil verkennenden Kinde den Kopf zurechtzusetzen, war doch

anzunehmen. Man schlägt doch nicht ohne weiteres Titel und Einkommen einer Excellenz aus, besonders, wenn ein bedeutendes, gut angelegtes Kapital dazu gehört!

Aus Aerger — wie man sagte — und um dem Staate später die Wittwen-Pension nicht zu schenken, heiratete Excellenz ein eben aus der Pension gekommenes, sehr armes Mädchen und lud Majors zur Hochzeit. Dazu bekam Lotte ein blauseidenes Kleid. Dies Ereigniß spielte eine große Rolle in ihrem Leben und bildete das Entzücken ihrer Freundinnen und Verehrer, die dem Mädchen ebenso sehr seine kindliche Freude, als auch das vorzüglich zu Gesicht stehende Kleid gönnten.

„Ein seidenes Kleid! Dazu das von Tüll. Nun bin ich auf Jahre hinaus für alle Bälle und Gesellschaften versehen," jubelte sie.

Daraufhin wagte der mittellose Oberleutnant von Franz die Frage, ob sie sein Weib werden und auf ihn warten wolle, bis er Hauptmann würde.

Er war ein guter, lieber Mensch und ihren Eltern, obgleich ihnen ein reicher Schwiegersohn lieb gewesen wäre, nicht unwillkommen. Ihre Tochter war zur Sparsamkeit angehalten worden und würde sie üben, das wußten sie.

Der Stabsarzt wurde seiner Vorsicht nicht recht froh. Er sagte sich zwar, es sei sehr die Frage gewesen, ob sie ihn genommen hätte und bereute doch, Lotte nicht vor die Entscheidung gestellt zu haben. Ein Korb, meinte er, sei leichter zu ertragen gewesen, als die Neue.

Bei Forstmeisters war Besuch; ein munteres, hübsches Mädchen. Das tanzte mit Leidenschaft und Ausdauer und konnte doch vielen Wittstellern nur Extratouren gewähren.

„Eine prächtige Marjel," sagte der Forstmeister, „schwer reich und doch bescheiden. Sie legt nicht den geringsten Werth auf das Geld, hat überhaupt kein richtiges Verständniß dafür."

Der Stabsarzt wurde nachdenklich. Ein Mädchen wie die Lotte gab es nur einmal in der Welt. Bei ihr hatte er zu lange überlegt. Sollte er diesen Fehler noch einmal machen?

Else kam ihm augenscheinlich entgegen. Ihre muntere Weise sagte ihm zu. Wenn nun noch das Vermögen genügte . . .

Er zog Erkundigungen ein.

Ja, es reichte, nicht nur zum anständigen Leben, sondern noch ein bißchen drüber.

Er wagte frisch darauf los und hatte halb gewonnen, denn Else sagte mit Freude zu und übernahm es, ihre Stiefmutter vorzubereiten und überzeugen zu wollen, daß er ihr Glück ausmache.

Nun kam der schwerste Augenblick. Die künftige Frau Schwiegermutter hatte seine persönliche Vorstellung gestattet.

Er stand ihr mit Herzklopfen gegenüber.

„Mein Gehalt, gnädige Frau —"

„Ich weiß, ich weiß," schnitt ihm die schöne, noch ziemlich junge Frau das Wort ab, „das ist jedenfalls wie bei allen Herren Stabsärzten."

„Die Privat-Praxis —"

„Nichtet sich mehr oder minder nach der Geschicklichkeit und Beliebtheit und ist ganz Ihre Sache; besprechen Sie das mit Else. Es handelt sich bei mir um die Frage: Haben Sie Schulden? Sie verzeihen, aber da Else keinen Vater mehr hat, muß ich mir Ihre Verhältnisse klarlegen lassen."

Der Doktor hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er hätte nein sagen können. Die Augen der schönen Frau blickten so kalt und dabei durchdringend, daß er sich wer weiß wohin wünschte.

„Haben Sie Schulden?" fragte sie noch einmal ungeduldig.

„Ja."

„Wie viele?"

„Viertausend zweihundert Mark."

Sie athmete erleichtert auf. Unter diesen Umständen konnte sie ihre Zustimmung geben und wurde die unbequeme Stieftochter los.

„In der Studienzeit, gnädige Frau —"

„Ich erwarte keine Beichte,“ sagte sie um vieles freundlicher. „Ich mußte mich als gewissenhafte Mutter nur davon überzeugen, daß meine Tochter nicht als Spekulationsobjekt angesehen und geheiratet wird.“

Die Wohnung war gemiethet.

Der Doktor fand sie sehr groß und theuer; aber da die Schwiegermutter sein Einkommen und Elses Vermögen kannte, mußte sie ja wissen, wie hoch sie mit dem Preise gehen durfte.

Dann kamen die Möbel.

Alles war so praktisch wie möglich eingerichtet. Der Möbelwagen war direkt auf die Schienen gesetzt und ein Umladen ausgeschlossen gewesen; nun fuhr er vor die Thür und wurde ausgeladen.

Der Doktor freute sich über die mit künstlerischem Geschmac ausgefuchten Prachtstücke. Er stand und bewunderte, sprach auch wohl hin und wieder seine Meinung aus über die Aufstellung und dergleichen, fügte sich aber ohne weiteres der „natürlich eisernen“ Einsicht des Dekorateurs.

„Ich kann ja später thun was ich will, wenn mir der Gesamteindruck nicht gefällt,“ dachte er und sah, die Zigarre im Mund, die Hände in den Taschen, vergnügt auf die fleißig Arbeitenden.

„Bitt' schön, Herr Doktor,“ sagte der Lenker des Möbelwagens und hielt dem Erstaunten die Rechnung für den Transport hin.

„Dreihundert Mark?“

„Ja, die sind für heute,“ erwiderte der Mann. „S, was ich doch bößig bin! Ich hab' ja auch noch ein paar Bettelchen für lekt'hin.“

Er kramte aus seinen Taschen noch verschiedene Forderungen heraus, so daß die Gesamtsumme sich auf 530 Mark belief.

Der Doktor kaute an seiner Zigarre.

„Hat denn das nicht meine Schwiegermutter bezahlt?“

„Dann würd' ich die Rechnungen nich gebracht haben. Das ist ja aber einjal; denn billiger wäre das auch nich geworden, wenn es vorher richtig gemacht wäre.“

„Na, dann geben Sie die Dinger her.“

Der Mann zog die Rechnungen zurück.

„Ohne Bezahlung? Nee, so was giebt's nich. Von Rechtswegen hätt' ich gar nich vorher ausladen dürfen. Ich dachte man —“

„Was Sie dachten ist mir ganz egal,“ schrie der Doktor erbost. „Mit Ihrem Denken scheint es mir überhaupt nicht weit her zu sein, denn sonst könnten Sie wissen, daß man nicht so viele Hunderte bei sich hinlegt; die giebt man zum mindesten auf Kontokorrent. Aber solche Einrichtung kennen Sie natürlich nicht!“

Diese Weise schüchterte den Mann ein; er versprach, am Abend wiederzukommen, und der Doktor benutzte die Zeit, um bei seinen Bekannten die Summe zusammen zu borgen.

Er wurde nun aber doch unruhig. Wenn nun Else kein Geld hatte?

Unsinn! Da hätte die Schwiegermutter nicht die theuren Möbel gekauft und die große Wohnung gemiethet.

„Nun, so sorgenvoll?“ fragte eine Stimme hinter dem eilig Dahinschreitenden. „Hat die Else nicht geschrieben?“

Der Doktor wandte sich um.

„Ach, Herr Forstmeister, Sie sind's? Mir macht die große Wohnung Sorge. Die Miethen —“

„Ja, lieber Doktor, Miethen müssen Sie doch allenthalben zahlen, sogar als Junggeselle.“

„Wir hätten doch aber eine kleinere Wohnung miethen können; die kostet weniger Geld.“

Der Forstmeister lachte.

„Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Dazu reichen Elses Zinsen.“

„Wissen Sie das bestimmt, Herr Forstmeister?“

„Nein. Der Alte war schwer reich; aber er hat wieder geheiratet. Wie viel Mitgift die Töchter bekommen, weiß ich nicht.“

Dem Doktor wurde schwül.

„Ich Esel, ich Mitgiftjäger,“ dachte er. „Das geschieht mir ganz recht. Warum sollte es durchaus ein reiches Mädel sein. Ein paar glückliche Kuren, und ich wäre auch so ein gemachter Mann gewesen, hätte die paar Schulden abgeschüttelt und die Lotte geheiratet. Die hätte sich nach der Decke gestreckt.“

Zu seinem Troste suchte er sich Klarzumachen, daß es sehr fraglich sei, ob das Mädel ihn genommen hätte. Viele Anzeichen sprachen dafür, daß sie ihn mindestens gern gehabt und auch noch hatte. Hätte er sie gelehrt ihn zu lieben, würde die Neigung für den andern im Keime erstickt sein.

„Nette Gedanken so kurz vor der Hochzeit,“ dachte er und gab sich einen Ruck.

Er hatte Else sein Wort gegeben und wollte es einlösen, auch wenn sie nicht das reiche Mädel war, für das er sie gehalten hatte.

Das wurde ihm doch schwerer gemacht, als er gedacht hatte, denn, als die Hochzeit, die mit großem Pomp gefeiert wurde, vorüber war, als er mit Else in der prächtig eingerichteten Wohnung saß und Wirthschaftsgeld schaffen sollte, weil die im Wollen sitzende Schwiegermutter nicht einmal daran gedacht hatte, ihm die ausgelagte Möbelpracht wiederzugeben, da wurde ihm oft recht heiß. Er hatte ihr seine Schulden gebeichtet und der Gnädigen war die für ihn bedeutende Summe gering vorgekommen; warum bezahlte sie sie nicht? Steckte Elses Geld vielleicht im Gute des Bruders, so daß ihm nur die Zinsen zugestellt wurden?

Er konnte doch unmöglich jetzt schon sagen: „Gieb mir das Geld; ich muß meine Verhältnisse regeln und für den Haushalt einkaufen.“

Else war zärtlich und liebte ihn von ganzem Herzen.

Sie sah die Falten auf seiner Stirn und suchte sie zu glätten.

„Du thust ja gerade, als ob Du Sorgen hättest, Schatz.“

„Ich habe sie auch, Else.“

„Durch den Dienst?“

Er schwieg.

„Sage mir doch, was Dich quält.“

Sie sah ihn so treuherzig an, daß sein Mund überfloß von dem, was ihm das Herz füllte. Dann schwieg er verlegen. Wie unzart, ihr mit diesen Sachen zu kommen.

Else saß da mit erblaßtem, thränenüberströmtem Gesichtchen.

Er kniete vor ihr nieder und ergriff ihre beiden Hände.

„O, Else, liebste Else, bist Du mir böse?“

„Ich, Dir? Und weshalb? Du thust mir furchtbar leid. Kein Geld haben ist für Dich gewiß schrecklich. Mir war es das früher, als ich noch zur Schule ging, auch. Jetzt weiß ich wenig davon, denn ich habe nie etwas. Sobald ich mein Taschengeld bekomme, rollt es durch meine Finger, und ich bin wieder ohne. Wozu brauchst Du diesen Augenblick Geld?“

„Zum Haushalt.“

„Da wollen wir doch recht nachdenken, wie wir uns welches verschaffen können,“ sagte sie ernsthaft, stützte den Kopf in die rechte Hand — die linke wühlte in seinem Haar. „Sieh, wir werden jetzt so sehr viel zum Essen ausgebeten, daß wir uns zu Hause ganz gut mit Kaffee oder Thee — Chokolade magst Du gewiß nicht? — behelfen können.“

„Und die Diensthoten?“

„Die brauchen doch nicht mehr als wir.“

„Da werden sie nicht lange bleiben.“

„Dann machen wir unsere Arbeit allein.“

„Daß uns jetzt einmal ernsthaft reden, Else.“

„Ernsthaft? Aber es ist mir durchaus nicht nach Scherzen zu Sinn. Soll ich für Geld arbeiten? Das thun ja so viele. Oder, weißt Du, wollen wir von unsern Möbeln verkaufen? Die haben schweres Geld gelostet, sagt die Mama.“

Der Doktor hörte nur halb, was sie sagte. Er sprang erregt auf und ging auf und ab. War sie so kindisch oder that sie nur so? Auf ihren Beistand konnte er nicht rechnen, er mußte sich selber helfen. Er überlegte hin und her, kam aber zu keinem rechten Entschluß.

Else saß still da und folgte ihm mit den Augen.

„Kind,“ sagte er endlich, „wir müssen uns über unsere Einnahmen klar werden. Weißt Du vielleicht, wie viel Vermögen Du hast?“

„Nicht genau,“ erwiderte sie, nachdem sie angestrengt nachgedacht hatte. Daß es etwas mit fünf war, hatte sie gehört, ohne Gewicht darauf zu legen.

„Ich glaube,“ sagte sie, „nein, ich weiß jetzt beinahe bestimmt, es sind — 500 Mark.“

Da lachte der Doktor aus vollem Halse. Sie aber sprang vergnügt auf.

„Siehst Du, nun bist Du wieder froh. Hättest Du mich nur gleich zu Anfang gefragt, da hättest Du Dir die Sorgen gespart. Soll ich die Mama bitten, daß sie uns das Geld schickt?“

Drei Jahre sind vergangen.

Der ersten sorgenvollen ist eine verhältnißmäßig glänzende Zeit gefolgt, da Elses Vermögen 50 000 Mark betrug.

Der Doktor war so überrascht und zugleich beschämt, daß er seiner kleinen Frau keinen, auch nicht den unvernünftigsten Wunsch abschlagen mochte. Da ihr nun der Begriff von Geld und Geldeswerth vollständig fehlte, so verringerte sich das Kapital so schnell, daß er mit Schrecken inne wurde, er müsse der Verschwendung ein Ende machen und sehr geordnete Verhältnisse schaffen. Das war leichter gesagt, als gethan, denn Else war jetzt nicht mehr so willfährig wie in der ersten Zeit.

„Können Sie Else nicht den Kopf zurechtsetzen, gnädige Frau?“ hatte er einmal seine Schwiegermutter gefragt, als sie ausnahmsweise liebenswürdig zu ihm gewesen war.

„Ich? Ach nein; das habe ich nie verstanden und bin herzlich froh, die Verantwortung auf kräftigere Schultern gelegt zu haben.“

Leutnant von Kranz war Hauptmann geworden, hatte geheiratet und besuchte nun mit seiner jungen Frau die erste große Gesellschaft.

Lotte sah in weinrother Seide mit Sammetbesatz liebreizend und anmuthig aus wie immer. „Ihr Gesichtchen strahlt wie früher,“ sagte der Doktor, „wie bringen Sie das nur fertig trotz der Haushaltungsforgen?“

Sie sah verwundert auf.

„Ist es nicht gewagt, bei so knapper Einnahme zu heiraten?“ fragte er.

Lotte lachte.

„Meine Eltern hatten ja auch nicht mehr, haben uns alle standesgemäß erzogen und sind so glücklich, wie am ersten Tage nach der Hochzeit.“

„Ihre Frau Mutter hatte auch noch die Zinsen von der Ration.“

„Aber der Vater ein geringeres Einkommen. Er heiratete schon als Leutnant. Die Eltern haben sich eingeschränkt, eigentliche Sorgen aber nicht kennen gelernt.“

„Trug Ihre Frau Mutter auch so kostbare Kleider?“

Ein bezeichnender Blick maß sie von Kopf zu Fuß.

Da lachte sie glücklich wie ein Kind.

„Dies ist ja mein blaueidenes. Haben Sie es nicht erkannt? Da haben Färber und Schneiderin ihre Sache gut gemacht.“

Er sah zu seiner Frau hinüber. Die blähte sich in einem kostbaren Kleide, das sie ihm abgeschmeichelt und getrocknet hatte. Ja, wahrlich, er hatte eine sehr gute Partie gemacht.

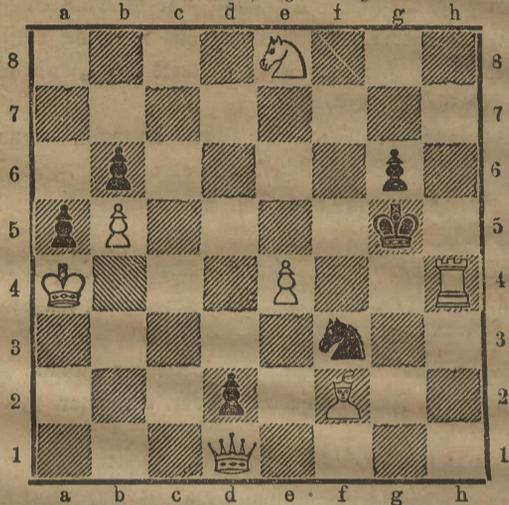
Räthselecke.

Bilderräthsel.



Schachaufgabe.

Von Karl Behting in Riga.



Weiß. (7+6)
Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Die Ehre geht über alles.

Auflösung des Quadrat-Kombinations-Räthfels.

		α γ			
I.	I	W	M	i	IV.
	n	a	o	l	
II.	A	g	z	a	V.
	i	n	a	r	
III.	V	e	r	e	VI.
	S	r	t	S	
		β δ			

I. Quadrat: Zwan.
II. " Agni.
III. " Bers.
IV. " Milo.
V. " Zara.
VI. " Nest.
α — β „Wagner“.
γ — δ „Mozart“.

Auflösung des Kapselräthfels.

Das Menschliche nützt sich ab, das Göttliche bleibt wandellos.

Auflösung der Geheimschrift.

Herz, nicht verzage,
Glück kommt alle Tage.

Auflösung des Zahlenräthfels.

Gebirgswanderung. (Energie, Gezag, Seidenweberei, Warnung, Erinnerung, Gubrun).

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. bK, D, 9, 8, 7; c9; d10, D, 9, 8.
M. aA, K, D, 8, 7; cA, K, 8, 7; dK.
S. a, b, c, dB, a10, 9; bA, 10; c10, D.
Stat: dA, d7.

Spiel:

1. B. bD, aA, b10 (24). 2. M. a7, a10, bK. Nun bleibt H am Stich, bis er selbst mit c kommt, wodurch der Spieler zum Schneider kommt und 2 Stiche mit 28 Augen macht. Alsdann hat er mit dem Stat 63. — Zieht V im 1. Stich dD, geht das Spiel:
1. B. dD, dK, a10. — 2. S. bA, bD, aA (24).
3. M. a7, a9 . . . und weiter, wie oben.

Richtige Lösungen gingen ein von: Hans Kühl, C. Andres, Otto Roske, Arno Fremke, F. Bod, Franz Herbert, Erna Kofwig, Martha u. Gertha Götting, Erich Hartwig, Georg Birkhahn, Erich Glazel, Walter u. Konrad Brüning, Otto u. Arthur Zuz, Franz Lauser, Helene Abraham, Fritz u. Elsa Morbt, Hildegard Minarski, Elfriede Engel, Bromberg.